
*Worte zur Woche vom
Freitag, 15. Mai 2020*

Gedanken zur Woche

Liebe «treue» Gemeinde

Es ist nun schon wieder fast normal geworden, dass vieles nicht mehr normal ist. Überhaupt scheint der Begriff «normal» nicht mehr eindeutig definiert werden zu können. Es ändert sich zurzeit laufend, was drin liegt und was nicht. Und dies ist eigentlich schon wieder normal, weil die Normalität sich ja nicht an etwas Statischem misst, sondern am Leben selber und an den Gewohnheiten, die eine entsprechende Gesellschaft entwickelt. Es ist also «normal», dass alles auch wieder anders sein kann. Wir Menschen sind ja erstaunlich anpassungsfähig, und das kommt uns nun in vielem auch zugute. Und doch müssen wir aufpassen, dass wir vor lauter Anpassen und Erleichterung, dass das Schlimmste nicht eingetroffen ist, unkritisch werden und Dinge zulassen, die wiederum «nicht normal» sind, gemessen am gesunden Menschenverstand oder unserem schlichten Bauchgefühl.

Zurzeit wird im Zusammenhang mit der Coronakrise heftig debattiert. Nach wochenlangem Schweigen und «stillem» Akzeptieren, beginnen sich jetzt die kritischen Stimmen zu melden, zum Teil fair und ausgewogen, zum Teil aber auch emotional und verurteilend. Auch wir vonseiten der Kirche haben «still» die Entscheide der Regierung mitgetragen, um damit zusätzliche Verunsicherung zu vermeiden. Es war sicher richtig, in dieser kritischen Anfangsphase, in welcher niemand wirklich wusste, was tatsächlich Sache ist, zu schweigen und abzuwarten. Und in dieser Beziehung dürfen wir unserer Regierung, welche in kürzester Zeit und unter hohem moralischem Druck auf besonnene Art die Verantwortung übernommen hatte, ein Kränzchen winden. Auch wenn im Rückblick gewisse Entscheide anders hätten gefällt werden können oder sollen, hat

unsere Regierung unter dem Strich sicher eine gute Arbeit geleistet. Hoch anzurechnen ist ihr auch, dass sie uns als mündige Bürger in unserer individuellen Selbstverantwortung ernst genommen und auf ein Bussensystem, wie dies in anderen Ländern gehandhabt wurde, verzichtet hatte. Hier wurde uns trotz gegebenen Umständen eine grösstmögliche Freiheit in Eigenverantwortung zugestanden. Dafür dürfen wir dankbar sein.

Und doch ist es wichtig, dass wir nun auch rückblickend reflektieren und benennen, wo sich «blinde Flecken» eingeschlichen hatten und welche Schlüsse wir im erneuten «Heute» daraus ziehen könnten oder sollten. Und in dieser Beziehung hat mich ein Aspekt besonders beschäftigt, welcher für mich von allem Anfang an zu wenig berücksichtigt worden ist. Und zwar der, der «seelischen Gesundheit» der Menschen und in diesem Zusammenhang der Wert der Gemeinschaft und der körperlichen Präsenz. Der seltsame Begriff «social distancing» wurde eigentlich anders gedacht, nämlich im Sinne von «physical distancing». Die Regierung ging davon aus, dass es nur um die Einhaltung der körperlichen Distanz gehen würde und das soziale Grundbedürfnis der Menschen trotzdem noch über virtuelle Hilfsmittel wie Telefon oder die sozialen Medien genügend abgedeckt wäre. Bei den meisten Menschen ging diese Rechnung, wenn auch unter spürbarer Einschränkung, bestimmt auf. Man konnte sich unter Berücksichtigung der Schutzmassnahmen trotzdem noch «sehen» und in Kontakt bleiben, wenn man dies wollte und sich auch darum bemühte. Auch virtuell entstanden kreative Wege, die möglicherweise sogar nun längerfristig noch von Wert sein werden. Aber für einige, vor allen für die, die sich nicht wehren konnten, ging es zu wenig auf. Gerade für viele der sogenannten «Risikogruppe», die ja geschützt werden sollten, indem der Rest der Bevölkerung sich ihnen gegenüber «solidarisch» fernhalten sollte, konnte dieses «social distancing» mehr als nur belastend werden. Einsame Menschen wurden nochmals isoliert und Familienbande zum Teil «faktisch» auseinandergerissen. Wer in dieser Zeit alleinstehend oder in einer öffentlichen Institution starb, starb einsam und weitgehend ohne Abschied und Familie. Hier geschah etwas, was nicht eigentlich beabsichtigt war und mit diesem Wort «social distancing» zu tun gehabt hatte. Hier wurde es meines Erachtens «zu gut» gemeint. Es wurde in verschiedenen Bereichen tatsächlich eine «social distancing» umgesetzt und nicht die eigentlich beabsichtigte

«physical distancing». Es gab meines Erachtens eine Art Denkfehler. Es wurde ausgerechnet bei der Altersgruppe, die sich bewusst war, dass sie in der letzten Lebensphase lebt und jederzeit durch alle möglichen Krankheiten oder Einflüsse auch das Sterben in Betracht ziehen muss, eine fast ideologisch anmutende Idee einer «absoluten Sicherheit» angestrebt. Eigentlich fast nicht zu glauben, wenn man es sich nüchtern überlegt. Auch ohne Corona leben wir alle immer mit einem Restrisiko. Das gehört zum Leben. Wer kein Restrisiko eingehen möchte, muss letztlich auf das Leben verzichten. Denn Leben heisst immer auch Konfrontation mit einer Aussenwelt und damit auch mit möglichen unbekanntem Faktoren.

Aber ich möchte auch hier nicht verurteilen, sondern relativieren. Es war in der Tat eine schwierige Ausgangslage und viele, vor allem das Personal in den Institutionen, waren schlicht an die, im Nachhinein wahrscheinlich zu harten Vorgaben, gebunden und taten bestimmt ihr Möglichstes, um die Härtefälle aufzufangen. Und bestimmt litten sie selber darunter, dass nicht mehr möglich war. Auch hier ist ein Dank angemessen. Und Gott sei Dank werden die Besuchsrichtlinien nun endlich gelockert.

Und hier können wir auch jetzt noch einsetzen. Was gestern war, können wir nicht mehr ändern, aber was heute und morgen geschieht schon. Dabei ist nun besonders unser Herz und unser gesunder Menschenverstand gefragt. Die Frage muss lauten: Wo gibt es Menschen, die durch die Massnahmen sozial zu stark isoliert wurden und wie können wir sie wieder «resozialisieren», wie wieder zurück in die Gemeinschaft holen? Es sollte eine Werteabwägung geben, die die Risiken gegeneinander abwägt. Die Isolation von schon einsamen Menschen ist nicht menschlich und kann nicht die Idee sein. Der menschliche Kontakt ist ein absolutes Grundbedürfnis und es greift die «seelische» Gesundheit an, wo dies über längere Zeit nicht gewährleistet sein kann.

Liebe «empathische» Gemeinde

Lassen wir uns neben gesundem Menschenverstand und Verantwortungsgefühl wieder vermehrt auch von unserem Herz und unserem «Bauch» leiten und bewusst auf Menschen zugehen, die sich aus Angst oder aus «Pflichtgefühl» in die Isolation begeben haben und darunter leiden. Ich bin überzeugt, dass wir alle Leute persönlich kennen, die bedroht sind, «vergessen» zu gehen und den Anschluss zu verlieren.

Melden wir uns bewusst und bieten wir es ihnen an, sie zu besuchen. Und wenn sie Angst haben, mit angemessenen Vorkehrungen, um ihnen diese Angst zu nehmen. Und geben wir ihnen die Würde zurück, dass sie selber entscheiden können, wie dieser Kontakt sich gestalten soll. Und damit kommen wir dem nahe, welcher uns zur Nachfolge berufen hat. Jesus interessierte sich besonders für Menschen, die sozial isoliert waren. Hier sah er einen dringlichen Handlungsbedarf. Diese Menschen und deren seelisches Leiden lagen ihm besonders am Herzen. Er liess es auch zu, dass sogar Aussätzigige in seine Nähe kamen, und er gab ihnen ihre menschliche Würde wieder zurück, indem er sie berührte und von ihrer Stigmatisierung befreite, «unberührbar» zu sein. Diese «innere Heilung» kam oft noch vor der äusseren. Und Matthäus lässt Jesus in seinem eindrücklichen Gleichnis zum Ende der Zeit bekennen: *«Alles, was ihr einem dieser Geringsten getan habt, das habt ihr mir getan.»* Jesus solidarisierte sich uneingeschränkt mit denen, die sozial distanziert waren und holte sie, wo immer möglich, in die Gemeinschaft zurück. Und deshalb sollen auch wir dort, wo das «physical distancing» droht zum «social distancing» zu führen, abwägen, wieweit dann das «physical distancing» weiterhin gerechtfertigt sein kann. Wie auch immer wir unterwegs sein werden, wenn wir uns mit Empathie auf die Seite der «Vergessenen» oder Isolierten stellen, werden wir immer wieder die Erfahrung machen, dass Jesus gegenwärtig ist und uns gerade im Nächsten, den wir besuchen oder kontaktieren, spürbar begegnen kann. Und dort, wo das tatsächlich geschieht, erfahren wir immer auch ein Stück «Himmel auf Erden».

In diesem Sinne wünsche ich uns allen nicht nur physische, sondern auch seelische Gesundheit und die Gewissheit, dass Gott mit uns ist, wo immer wir uns selber treu sind und uns immer die Kraft zufließen lässt, die wir dann brauchen.

Ich wünsche uns allen eine gute und gesegnete Woche!

Pfr. Matthias Fürst

Geschichte zur Woche

Kapitel VII

Christina und Samuel verbrachten Ostern zusammen mit ihren Eltern. Diese schätzten die gemütliche Runde, nachdem sie die Tage zuvor in den Genuss ihrer Enkel gekommen waren. Im Gegensatz zu ihren Geschwistern waren Christina und Samuel kinderlos geblieben. Sie hätten sich schon eigene Kinder gewünscht, doch es hatte nicht sollen sein.

Und dennoch waren sie in den letzten Wochen, was dieses Thema anbelangte, etwas aufgeregter als sonst. Mit den Eltern mochten sie an diesem Sonntag nicht darüber reden, es war noch zu wenig spruchreif, was sich anbahnte. Es zeichnete sich nämlich ab, dass sie ein Pflegekind bekommen könnten, das nach den Sommerferien frisch in den Kindergarten kommen würde. Die letzten Formalitäten mit den Behörden standen noch aus, aber es machte den Anschein, dass es eine dauerhafte Regelung geben würde.

Speziell die Eltern von Samuel zeigten sich beim Thema Nachwuchs eher reserviert. Sie würden sich dann schon mit ihnen freuen, wenn es klappen würde, da waren sich Samuel und Christina sicher. Doch sie waren selber noch angespannt genug, um jetzt irgendwelche Krämpfe seiner Eltern lockern zu wollen. Es waren auch so schöne Ostern zu sechst, und es gab ja auch genügend andere Themen, die gerade die ältere Generation beschäftigte.

Am Wochenende davor waren Christina und Samuel noch unter sich gewesen und hatten genügend Zeit gehabt, ihre Sorgen und Wünsche miteinander auszutauschen. Sie freuten sich ja, aber solange nichts definitiv war, blieb einfach noch eine Restunsicherheit. Was, wenn die leiblichen Eltern doch noch nicht ganz raus wären? Was, wenn sich alles doch noch länger hinzöge? Solche Fragen gingen ihnen immer wieder durch den Kopf. Und deshalb hatten sie sich am letzten Sonntag spontan dazu entschlossen, eine kleine Wanderung zu machen, um etwas durchzulüften.

Sie wohnten im Dorf unterhalb von Küsches Alp und gehörten zur selben Gemeinde wie er. Schon öfters waren sie in seinem Restaurant eingekehrt und kannten den Weg hinauf und hinunter gut. Allerdings war es an diesem denkwürdigen Sonntag das erste Mal gewesen, dass sie sich unter die Leute der Gaststube gemischt hatten. Als Kari aufgestanden war und sie eingeladen hatte, rüber an den runden Tisch zu den anderen Gästen zu sitzen, hatten sie schon geahnt, dass dies eine willkommene Abwechslung sein dürfte. Dass es dann so launig wurde, hatte aber auch sie überrascht.

Besonders was Küsche von dem Pilgerbrauch erzählt hatte, war in ihren Köpfen hängen geblieben. Dass man in der Kapelle nebenan am Sonntag nach Ostern die Tradition pflegte, für Schwangere und getaufte Säuglinge eine Kerze anzuzünden und für sie um Gottes Beistand zu bitten, hatten sie von Küsche zum ersten Mal gehört. Davon hatten sie sich in ihrer Situation direkt angesprochen gefühlt und, ohne Worte darüber zu verlieren, war für sie beide klar gewesen, dass sie diesen Gottesdienst besuchen wollten.

An jenem Abend hatten Christina und Samuel zu den anderen noch nicht über ihre Beweggründe sprechen mögen. Deshalb hatten sie sich auch sehr gefreut, dass so viele in der Runde gleich zugesagt hatten, zwei Wochen später ebenfalls zum Gottesdienst zu kommen und anschliessend in der Alpwirtschaft einzukehren. Dann wäre die Gelegenheit passend, um die anderen an ihren Zukunftswünschen teilhaben zu lassen. Und vielleicht hätte sich bis dahin ihre Situation auch schon etwas mehr geklärt. Mit diesen Gedanken hatten sie sich im Dunkeln – einer Nachtwanderung gleich – wieder auf den Heimweg gemacht.

Das war nun bereits wieder sieben Tage her. Jetzt aber war das junge Ehepaar fest in die Unterhaltung mit ihren Eltern einbezogen. Es konnte sich ganz gut darauf einlassen, da sie ja wussten, wo sie in einer Woche ihr persönlichstes Anliegen vorbringen konnten. Sie schätzten die Zeit mit ihren Eltern, die sich stets gut um sie gekümmert hatten und sich nun gerne von ihnen mit Kaffee und Kuchen bewirten liessen. Und als sie sich schliesslich voneinander verabschiedeten, blickten alle zufrieden auf einen gemütlichen Sonntagnachmittag zurück.

Am Ostermontag mussten Christina und Samuel nicht zur Arbeit gehen und widmeten sich ihrem Haushalt, den sie schon länger entrümpeln wollten. Wer weiss, wann sie das nächste Mal dafür in Ruhe Zeit hätten? Wie das so ist, fiel dabei Samuel sein Konfirmationsbild in die Hände. Es war ein Ausschnitt aus einem Kirchenfenster und zeigte einen Kopf, der von einer Hand eines Mitmenschen gehalten wurde und von dessen anderen Hand eine Schale mit Wasser zur Stärkung gereicht bekam. Samuel hatte es schon lange nicht mehr betrachtet. Und zum ersten Mal fiel ihm auf, dass die Wasserschale einem tragbaren Taufbecken ähnelte. Hiess der kommende Sonntag nicht: „Wie die getauften Kinder“, ging es ihm durch den Kopf. So irgendwas hatte doch Küsche erzählt gehabt.

Jetzt wollte er es genau wissen und schaute ebenfalls im Internet nach. Tatsächlich fand er eine Seite, auf der die Sonntage nach Ostern beschrieben waren. „Ah“, realisierte er, „ich war nahe dran. ‚Wie die neugeborenen Kinder‘ lautet der Name. Wer kann sich sowas schon merken.“ Er liess dann auch gleich die Namen der nächsten Sonntage durch. Bei „Rogate“, blieb er hängen, was so viel wie „bittet“ oder „betet“ bedeuten würde; denn nebst dem Namen waren auch einige Bibelsprüche aufgeführt, die anscheinend für diesen Sonntag Verwendung finden könnten, und einer daraus kam ihm bekannt vor:

„Bittet, so wird euch gegeben; sucht, so werdet ihr finden; klopft an, so wird euch aufgetan“ (Lukas 11,9). War das nicht sein Konfspruch? Er stöberte weiter in seinen Unterlagen und wurde wirklich fündig. Die Konfurkunde hatte er auch aufbewahrt und wahrhaftig, da stand eben dieser Bibelvers darauf. Gedankenversunken las er für sich den Anfang laut vor: „Bittet, so wird euch gegeben.“ –

Er war schon lange nicht mehr in der Kirche gewesen. Die eigene Konfirmation dürfte einer seiner letzten Gottesdienste gewesen sein. Tatsächlich öffnete sich ihm jetzt eine Tür in eine neue Welt, auch wenn er das nicht richtig fassen konnte. Nach ein paar Momenten der inneren Betrachtung, schüttelte er sich kurz und ging zu Christina, um ihr seinen Fund zu zeigen. In beiden kam ein Gefühl tiefer Verbundenheit auf; und auch ein Gefühl von Gelassenheit. Und so dachten sie freudig an den kommenden Sonntag, wo sie zum ersten Mal als Paar in die Kirche gehen

wollten – sie hatten nur standesamtlich Hochzeit gefeiert – und ihre neuen Bekannten wieder sehen würden.

Und wie das Wiedersehen vonstatten ging, werde ich nun tatsächlich im nächsten Kapitel erzählen.

Pfr. Stefan Rathgeb

Gebet zur Woche

Sei mit uns, Gott
Wenn wir uns wieder begegnen
Wenn wir wieder zusammensitzen
Um einen Tisch versammelt
Auf einer Bank
Auf dem Sofa im Wohnzimmer
Auf Besuch

Was früher so selbstverständlich war,
unbeachtet fast,
ist jetzt plötzlich
ganz neu

Sitze mit uns
An den Tisch
Gott

Reich uns die Hand,
die ersehnte,
die so lange
verbotene Hand

Die Hand,
die trotz Corona
sich traut,
den Blick der Menschlichkeit
nicht zu vergessen

Die Hand,
die berührt
umarmt
tröstet
ermutigt.

Wir brauchen sie,
diese Hand, Gott,
lass sie uns nicht vergessen.

Sei mit uns
Gott,
wenn wir uns nicht wagen
einander zu berühren.

Sei mit uns,
wenn die zwei Meter Distanz
dennoch
eigenartig
einsam macht.

Sei mit uns
Gott,
durchbrich all die unsichtbaren Schranken
mit Deinem Blick.
Hülle uns ein
in Dein Kleid voller Würde und Liebe.

Und rufe uns zurück
aus dem Gestern
ins Heute
ins Jetzt

Du bist da.

Amen.

Pfrn. Katharina Steinmann